

Einleitung

© Schwerpunkt »Stadt, Land – im Fluss«

Neue Ländlichkeit – zwischen Idylle und rechter Landnahme

von Claudia Neu

Wir leben in einer paradoxen Welt: Entlegene ländliche Räume verlieren unentwegt Einwohner, Millionen träumen jedoch von einem Leben auf dem Land. Die einen holen sich das Land in die Stadt, die anderen gründen völkische Siedlungen in der Peripherie. Wie passt das zusammen? Der folgende Beitrag geht aus soziologischer Sicht zunächst der Frage nach, auf welche gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, auf welche Anforderungen, Sehnsüchte und Ängste der Spätmoderne die neue Ländlichkeit eine Antwort sucht. Sodann stellt die Autorin eine kleine Typologie der Selbstversorger vor, die zu den zentralen Gestaltern der neuen Ländlichkeit zählen und von den Medien entsprechend gehypt werden. Anschließend wirft der Beitrag einen Blick auf die aktuellen politischen Auseinandersetzungen um den Wandel des Wohlfahrtsstaates und die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse.

Das Land ist zu einem Sehnsuchtsort geworden: Junge Familien pachten begeistert Schrebergärten oder Äcker beim Bauern, urbane Gemeinschaftsgärten sprießen wie Pilze aus dem Boden, die Landmagazine erreichen Millionenauflagen und Wildkräutersammelkurse sind ausgebucht. Mehr Landgefühl war nie. Die Trendsetter der Neuen Ländlichkeit sind jedoch nicht etwa Dorfbewohner, sondern zumeist Städter, die sich im Anbauen, Ernten und Einkochen versuchen. Daher ist es müßig, zu erwähnen, dass es sich zumeist um idealisierte Vorstellungen vom Landleben handelt, die mit »realen« Verhältnissen auf dem Land oder gar in der Landwirtschaft wenig zu tun haben.¹ Dies kann auch nicht wirklich verwundern, denn die Imaginierung des Ländlichen diente stets als Kontrapunkt zum (modernen) Stadtleben. Die aktuelle Land-Renaissance steht damit in einer langen Tradition, denn »echtes« Landleben hatten selbst die Literaten und Maler der Frühen Neuzeit nicht im Sinn, als sie Arkadien suchten und damit selbst idealisierte Seh-

suchtsorte schufen. Auch die Aufklärer des 19. Jahrhunderts verfassten die »Lieder für den Landmann« nicht für das Landvolk, sondern für das gebildete Bürgertum, das sich an der vermeintlichen Natürlichkeit der Bauern und Sämänner erfreute.²

Der Antagonismus zwischen »unverfälschtem Landleben« und »städtischer Entfremdung« ist, so der Kulturwissenschaftler Stefan Höhne, tief in den »Quellcode der Moderne eingeschrieben«.³ Daher greift es zu kurz, die Idyllisierung des Landlebens à la Musikantenstadel oder *Landlust* nur als schlechten Geschmack von Senioren und Hausfrauen abzutun. Vielmehr lässt sich fragen, welche Bilder von Stadt und Land werden (von wem, für wen) erzeugt? Oder anders: Auf welche gesellschaftlichen Veränderungsprozesse antwortet die Neue Ländlichkeit?

Aktuelle Gesellschaftsanalysen legen nahe, dass die (urbane) Mittelschicht zutiefst verunsichert, verbittert, von Statuspanik geplagt ist und sich bei der Jagd nach der *work-life-balance* in der *rush hour* des

Lebens zerreibt.⁴ Die »erschöpfte Gesellschaft« ist auf der Suche nach Entschleunigung, authentischen Erfahrungen, echter Natur, Nahraumerfahrungen und Gemeinschaft.⁵ Die Rhetorik des Verlustes treibt uns in die Arme einer vermeintlich besseren, guten, alten, imaginierten Zeit. So antwortet die Neue Ländlichkeit auf verschiedene gesellschaftliche Anforderungen, Überforderungen, Befindlichkeiten, Sehnsüchte und Ängste der Spätmoderne.

Ländliche Idyllen

Die äußerst beliebten Landmagazine, die in millionenfacher Auflage erscheinen, sprechen zwar (ebenso wie die nicht weniger gern gesehenen Volksmusiksendungen) sozialstrukturell unterschiedliche und medienanalytisch fein austarierte Nutzergruppen an, »arbeiten« jedoch beide mit der idyllischen Repräsentation des Ländlichen und der Landwirtschaft: Erntedank- und Oktoberfest, Weinlese, Oldtimer-Traktoren, herbstliche Wildmenüs – das sind die Themen der neusten »Heuballen-Hefte«. Die »ländliche Idylle« ist, ebenso wie das Dorf als »Ort des guten Lebens«, von jeher fester Bestandteil der künstlerisch-literarischen Bearbeitung von Land.⁶

Seit der Antike finden sich mit dem »locus amoenus« (dem lieblichen Ort) idealisierte Naturschilderungen, mit den Landschaften Arkadiens oder der Hirtenliteratur (Bukolik) ähnliche Leitmotive, die in der Renaissance mit der Wiederentdeckung der antiken Klassiker noch einmal zu ganz neuer Blüte kamen. Im 18. Jahrhundert entdeckten Künstler und Intellektuelle dann die von Menschenhand geschaffenen Kulturlandschaften als Naturlandschaften und priesen die Schönheit der bäuerlichen Arbeit und ländlicher Gegenden. Bereits hier sind erste Züge einer Romantisierung der Naturlandschaften, als Gegenbild zur Unterwerfung der Natur unter zunehmend ökonomische Ziele, zu erkennen. Die bearbeitete Natur sollte keineswegs wieder in ihren Urzustand versetzt werden, im Gegenteil, die bäuerliche Idylle sollte konserviert werden.⁷ Sehnte sich das aufstrebende (klein)städtische Bürgertum in Kunst, Musik und Literatur nach unberührter Natur und urwüchsigem Landvolk, so tritt mit dem Aufkommen der Industriegesellschaft und der zunehmenden Verstädterung im 19. Jahrhundert stärker das Motiv der Anti-Urbanität in den Vordergrund. Land und Dorf wurden nun explizit zum Gegenentwurf der entfremdenden, schmutzigen, krankmachenden, anonymen Großstadt. Auch in den kommenden Jahren, die verschiedene Wellen von Landromantik (Lebensreform, Wandervogelbewegung) bis hin zur Landperversion (NS Blut- und Bodenideologie) erlebten, tauchen stets die gleichen Ingredienzien zur Imagination des Ländlichen auf –

das »gute Leben«, Gemeinschaft, Naturnähe und Homogenität:⁸

- das Dorf als Ort des »guten Lebens«, der Tradition und des Bewahrens;
- Mensch, Tier und Natur im Einklang miteinander lebend, was sich im immer wiederkehrenden Tages- und Jahresablauf, in den Arbeits- und Bauweisen sowie dem Brauchtum wiederfindet;
- die ländliche Gesellschaft als eine wenig differenzierte Gemeinschaft, die sich bei allem Unbill des Lebens selbstlos beisteht;
- das Dorf als eine geschlossene Gesellschaft, die autark lebt und sich selbst genügt. Das Fremde stört und bedroht die Gemeinschaft.

Dass die »realen« Verhältnisse auf dem Land oft eher einer »Not- und Terrorgemeinschaft«⁹ ähnelten und die ländliche Gesellschaft eine stark hierarchisch gegliederte Gesellschaft war – zu denken sei hier nur an die unzähligen Formen von Köttern, Kossäten, Kättern, Hufnern und anderen Formen von Voll-, Halb-, Viertelbauern –, die soziale Abweichungen hart sanktionierte, war und ist freilich bis heute selten Gegenstand populär kultureller Darbietung. Peripherisierung und Entleerung ländlicher Räume, Ressourcenübernutzung, Armut und Arbeitslosigkeit stören das Bild ländlicher Idylle, in der allzeit Hausgärten blühen und Mutti Marmelade kocht.

Das Glück liegt auf dem Land

Nicht Anti-Urbanität, sondern der Wunsch nach Naturnähe und sozialem Miteinander, Entschleunigung und Achtsamkeit wecken die »Sehnsucht der Städter nach dem ‚Land‘«. ¹⁰ Und das in den vergangenen 60 Jahren mit offensichtlich stetig steigender Tendenz. Im Jahr 1956 antworteten auf die Frage »Wo haben die Menschen Ihrer Ansicht nach ganz allgemein mehr vom Leben: auf dem Land oder in der Stadt?« 54 Prozent der Befragten, dies sei in der Stadt der Fall. Wo hingegen lediglich 19 Prozent dem Land eine höhere Attraktivität bescheinigten. Bereits 1977 hatte sich die Einschätzung zugunsten des Landes geändert: 43 Prozent entschieden sich für das Landleben, nur noch 39 Prozent für die Stadt.

Heute erscheint das Stadtleben den Befragten nur noch halb so attraktiv wie das Landleben: 41 Prozent stimmten für das Land, 21 Prozent für die Stadt (2014). Mithin hält nur noch jeder Fünfte das Stadtleben für besser. Das Glück vermutet die Mehrheit der Befragten ohnehin eher auf dem Land (Großstädter zu 23 Prozent, Klein/Mittelstädter zu 38 Prozent und Landbewohner zu 54 Prozent). In Verbindung mit der Vorstellung einer intakten Gemeinschaft und guter

Nachbarschaften steht wohl auch die Annahme, dass Einsamkeit eher Städter heimsucht als Landbewohner (Einsamkeit Land: 27 Prozent, Stadt: 39 Prozent). Gleichwohl bleibt der Zuzug in die Städte ungebremst. So bleibt die Stadt der Raum zum Überleben im Alltag, während das Land der Raum der Imagination eines besseren Lebens ist.

Die neuen Selbstversorger – eine Typologie

Landlust lesen ist eine Sache, eine Kräuterspirale anlegen, einen Garten mieten oder gar als Selbstversorger aufs Land ziehen, schon eine andere. Wer sind denn nun die Gestalter der Neuen Ländlichkeit? Raumpioniere, urbane Gärtner, Selbstversorger, *Landlust*leser – die unterschiedlichsten Phänomene und Akteure tummeln sich auf diesem Feld. Medial besonders präsent ist die Selbstversorgerbewegung, die, mit Hunderten von Ratgebern bestens versorgt, in ihr neues Leben als Gärtner, Kräutersammler, Einkocher startet. Auf der Basis einer qualitativen Inhaltsanalyse verschiedenster Ratgeber, Erlebnis- und Selbsterfahrungsberichte von Selbstversorgern konnten verschiedenste Typen und Motivstrukturen extrahiert werden.¹¹

Die »*Landlustigen*« holen sich die Anregungen zur Selbstversorgung light, im Hausgarten oder auf dem Balkon, in den genannten Landmagazinen. Auch das Sammeln von Wildkräutern und Einlegen der selbsterzeugten Produkte dient eher der Entschleunigung des Alltags, denn der Ernährungssicherung. Den »*Landlustigen*« geht es vor allem anderen um »das gute Leben«. Genuss, Geschmack und gutes Gewissen beim Konsum stehen im Vordergrund.

Eine weitere Gruppe fühlt sich zu den Ideen praktischer Landarbeit hingezogen: die »*grüne Familie*«. Die jungen Erwachsenen, oft auch junge Eltern, möchten für sich und ihre Kinder frisches selbstangebautes Gemüse produzieren und verarbeiten. Um dem Nachwuchs einen Bezug zur Natur und den Nahrungsquellen zu vermitteln, wird eine Parzelle im Selbsternte-projekt oder ein Schrebergarten gepachtet oder auch bei einem urbanen Gemeinschaftsgarten mitgemacht. Die »*grüne Familie*« fühlt sich einem nachhaltigen Lebensstil verpflichtet, kauft gern im Bioladen und kocht vollwertig. (Teil-)Selbstversorgung und Lebensmittelverarbeitung werden als Freizeitspaß für die ganze Familie, aber durchaus auch als pädagogisches Konzept in der Kindererziehung verstanden.

Medial wenig präsent, dennoch sicher die größte Gruppe der (Teil-)Selbstversorger, sind die »*Heimatler*«, die Traditionalisten unter den Gärtnern und Köchen. Sie sind meist älter und leben nicht selten im ländlichen Raum. Aufgewachsen mit großem Nutzgarten, Schrebergarten oder auf einem Hof, ist für sie private Hauswirtschaft kein Fremdwort und sie

beherrschen zudem die alten Kulturtechniken noch. Geht es bei den neuen Selbstversorgern vor allem um den Anbau von Obst und Gemüse und nur selten um die Haltung von Nutztieren, so finden sich gerade im ländlichen Raum Ostdeutschlands durchaus noch viele Halter von Kleintieren wie Hühnern, Gänsen oder Kaninchen.¹² Ihr Motiv, auf Selbstgemachtes zu setzen, ist bei den »Heimatlern« nicht Konsumkritik oder der Wunsch nachhaltig zu leben, vielmehr sind es Heimatverbundenheit und Bescheidenheit.

Den »*Money-Poor-Time-Rich-Typ*« verbindet mit den »Heimatlern«, dass der Eigenanbau und die Verarbeitung von Lebensmitteln nicht nur Freude bereitet, sondern auch eine Entlastung in der Haushaltskasse bringen kann. Die Hinwendung zu mehr Eigenarbeit und privater Hauswirtschaft kann bei diesem Typus eine unfreiwillige Entscheidung sein, etwa durch den Verlust des Arbeitsplatzes, oder aber eine freiwillige Reduzierung der Erwerbsarbeit, um mehr persönliche Freiräume zu erlangen. Auch hier finden wir das Motiv des »guten Lebens«, das Erwerbs- und Eigenarbeit harmonisch miteinander verbindet und Raum für kreative Selbstentfaltung lässt.

Einen deutlichen Schritt in Richtung Voll-Selbstversorger-Leben vollziehen dann die »*Aussteiger*«, die sich einer alternativen Lebensweise verschreiben. Während der »*Money-Poor-Time-Rich-Typ*« die Bindung zur Erwerbsarbeit noch nicht ganz verloren hat, sondern lediglich die Arbeitszeit reduziert, verlässt der »*Aussteiger*« seine »alte Welt«. Der *Aussteiger*-Typus investiert einen Großteil seiner Zeit in die Selbstversorgung. Er wohnt vorwiegend im ländlichen Raum oder den Stadtrandlagen und bewirtschaftet entweder Mietäcker oder das zum Wohnhaus gehörende Grundstück. Konsumkritik wird entweder auf kultureller Ebene, als Herrschaftskritik, geübt oder als Kritik am Naturverbrauch und der Naturzerstörung.

Noch einen Schritt weiter gehen die »*Aktivisten*«, die so unabhängig und ressourcenschonend wie möglich leben wollen. Sie konzentrieren sich ähnlich wie die »*Aussteiger*« darauf, möglichst nur zu verbrauchen, was sie auch produzieren. Allerdings steht hier Autarkie nicht synonym für soziale Isolation, sondern impliziert vielmehr Vernetzung und Kooperation mit Gleichgesinnten. Unter den Aktivisten sind etwa die Organisatoren der Transitiontown-Bewegung, die Vertreter der Solidarischen Landwirtschaft (SoLaWi) oder urbaner Gemeinschaftsgärten, wie dem Allmen-de-Kontor in Berlin, zu finden.

Zusammenfassend lässt die vorgestellte Inhaltsanalyse einen Eindruck über die Bandbreite der unterschiedlichen (Teil-)Selbstversorgung zu, ohne Angaben über die quantitative Verteilung der Typen geben zu können. An dem einen Ende der Skala stehen die »*Landlustigen*«, die Selbstversorger light, die die

private Hauswirtschaft für sich als Freizeitbeschäftigung entdeckt haben. Am anderen Ende stehen die Aussteiger und Aktivisten, die Selbstversorgung als Gegenstrategie zur kapitalistischen Welt sehen und versuchen, weitgehend autark zu leben und einen Beitrag zur nachhaltigen (Land-)Wirtschaft zu leisten. Der Gedanke, der sich bei vielen US-amerikanischen Selbsthilfeprojekten wie den *communal gardens* finden lässt, sich einen (anderen) Zugang zu Lebensmitteln sowie Gütern- und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs zu verschaffen oder den öffentlichen Raum zurückzuerobern, ist wenig ausgeprägt.¹³ (Teil-)Selbstversorgung als Beitrag zur Ernährungssicherung des eigenen Haushalts ist kein primäres Motiv, bei den »Heimatlern« findet es jedoch traditionelle Anknüpfungspunkte und wird von den »Aussteigern« als bewusste Entscheidung gewählt. Vielmehr spielen Entschleunigung, Nachhaltigkeit, Ökologie sowie Konsumkritik und Konsumverzicht eine wichtige Rolle. Lebensmittelproduktion und -konsumption werden vorrangig als Mittel der Stilisierung und sozialen Abgrenzung verwendet. Für die meisten bleibt die Produktion von Ländlichkeit Lifestyle und individueller Wohlfühlfaktor, für bisher wenige Ansatzpunkt für eine alternative ressourcenschonende Lebensweise.

Jenseits der Idyllen

Nun wirkt das doch alles recht idyllisch! Landmagazine erfreuen ein Millionenpublikum, urbane Gärtner begrünen die städtischen Brachen und Kinder werden auf Mietäckern an gesunde Ernährung herangeführt. So weit, so harmlos? Ein Blick auf die aktuellen politischen Diskurse um den Wandel des Wohlfahrtsstaates und die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse macht deutlich, dass auch hier die Schlagworte der ländlichen Imagination auftauchen: das gute Leben, Gemeinschaft, Heimat und Homogenität – allerdings als Trojaner, um mit diesen positiv besetzten Bildern gesellschaftliche Veränderungen und harte politische Einschnitte zu verschleiern.

Das »gute Leben« und die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse

Die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse steht auf dem Spiel. Die Solidarität zwischen prosperierenden Metropolen und darniederliegenden Regionen hat in den vergangenen Jahrzehnten deutlich nachgelassen. Die städtischen Leuchttürme haben nicht genug Licht auf die entlegenen Räume geworfen, die urbanen Lokomotiven waren nicht stark genug, um Ostfriesland, die Uckermark oder die schwäbische Alp mitzuziehen. Die ländliche Peripherie geriet mehr und mehr ins Hintertreffen. Lange war zu beobachten, dass der allmähliche Abbau von Infrastrukturen, die schlei-

chende Akzeptanz von Versorgungsengpässen oder die Abwertung des öffentlichen Raumes zu regionalen und kulturellen Eigenheiten umgedeutet wurden. Verödete Räume schienen letztlich nichts anders als unentdeckte Kreativzonen zu sein, Raumpioniere sollten sterbenden Dörfern neues Leben einhauchen, Dorfläden und Bürgerbusse lokale Defizite ausgleichen. Die soziale Frage nach Gleichheit und Zusammenhalt wurde auf der Suche nach dem »guten Leben« zunehmend emotional individualisiert und politisch ignoriert. Das »gute Leben« auf dem Land spielt sich zusehends im Vorgarten der Reihenhaussiedlung am Rande der Stadt ab. So holt sich die urbane Mittelschicht mit Hilfe von Bastelbögen, Strickanleitung und Tomatensamen das Dorf in die Stadt, während anderenorts Dörfer veröden. Diese Fragmentierung der sozialen Frage in Teilaspekte des »guten Lebens«, in private oder regionale Wohlfühlfaktoren, ist insofern besorgniserregend, da der Wert der gleichen Lebensverhältnisse ein zentrales, normatives und strukturelles Prinzip des sozialen Rechtsstaates, der demokratischen Wohlfahrtsgesellschaft und des sozialen Zusammenhalts repräsentiert.¹⁴

Das Erstarken der Rechten hat die Politik aufhorchen lassen. Die Abgehängten und Verbitterten, die vom gefühlten Abstieg bedrohte Mittelschicht, die vergessenen Regionen melden sich an der Wahlurne zurück. Offensichtlich spielt die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse für die Menschen eine deutlich größere Rolle als uns die Politik Jahrzehnte glauben machen wollte.

Die Bundesregierung reagierte auf die zunehmende räumliche Polarisierung und richtete im Herbst 2018 die Kommission Gleichwertige Lebensverhältnisse ein, die im Sommer 2019 ihren Bericht¹⁵ vorgestellt hat, der doch wenig mehr ist als Lippenbekenntnisse und die Wiederholung von bereits Bekanntem bietet. Hilflös werden wieder Bürgerbusse und »generationsübergreifendes Wohnen«, »aktive Förderung von Jugendlichen« als unkonkrete Lösungen anempfohlen, anstatt einen Sprung nach vorne zu wagen und die Transformation in eine digitale, nachhaltige und sozial ausgleichende Zukunft anzugehen.

Sehnsucht nach Gemeinschaft

Die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Nahraumerfahrungen, nach lokalen Produkten und zwischenmenschlichen Kontakten, scheint groß in digitalen Zeiten. Die dörfliche Gemeinschaft, oft als Idealform menschlichen Zusammenlebens imaginiert, in der enge soziale Kontakte Geborgenheit und Sicherheit spenden, scheint für Politiker attraktiv, die nicht mehr wissen, wie sie die Konsequenzen des demografischen Wandels in den Griff bekommen sollen. Sorgende Gemeinschaft (*caring community*) heißt das Zauberwort.

Mit dem Rückzug des Wohlfahrtsstaates aus einzelnen Bereichen der Daseinsvorsorge, besonders aber aus der Fläche, geht eine verstärkte Suche nach Kooperationspartnern und Allianzen mit Unternehmen und Bürgern einher. Gerade in ländlichen Räumen wird gerne an die »ureigenen Kräfte«, wie Nachbarschaftshilfe und bürgerschaftliches Engagement, appelliert, um die Bürger auf ihre neuen »Aufgaben«, wie etwa die Unterstützung von pflegebedürftigen Nachbarn, vorzubereiten. Die heimeligen Begriffe »Nachbarschaftshilfe«, »Solidarität« und »Gemeinschaft« verschleiern aber letztlich nur, dass die Kosten für die wegbrechenden sozialen und kulturellen Daseinsvorsorgeleistungen mehr und mehr privatisiert werden, während die Anforderungen an die individuellen Bewältigungskompetenzen steigen. War es ein wohlfahrtsstaatlicher Gewinn, dass im Notfall Hilfe- und Unterstützungsleistungen zuverlässig zu erwarten waren, so schwindet diese Sicherheit mehr und mehr. Mit dem Hinweis auf das genuin Dörfliche wird Solidarität re-familialisiert und mithin wieder Angelegenheit lieber Verwandter und wohlmeinender Nachbarn.

Heimat als Politikum

Der Ton ist rauer geworden, Heimat längst politisch. Schmeckte der Heimatbegriff für die nach 1945 Geborenen lange nach Blut und Boden, so hat Horst Seehofer den Heimatbegriff wieder zu einem politischen Kampfbegriff gemacht. Näherten sich die Jüngeren ihrer Heimat eher spielerisch oder ironisch, beim Trinken des »Heimatbiers«, dem Tragen des Dirndls auf der Wiesen oder der treuen Unterstützung des heimatischen Fußballvereins auch in der dritten Liga, so wird der Heimatbegriff jetzt gegen die Zuwanderer in Stellung gebracht. Heimat wird zur Kampfzone zwischen den um Deutungshoheit konkurrierenden Weltansichten: den Kosmopoliten und den Nationalisten. Die einen sehen sich in der Welt zu Hause, die anderen meinen ihre Heimat gegen »Überfremdung«, den Verlust an Identität und Unsicherheit verteidigen zu müssen. Es fällt den Weltläufigen leicht, sich über die Heimatverbundenen zu mokieren, leben sie doch in ihren exklusiven Stadtvierteln oder gut angebundenen Mittelschichtsvororten, in deren Nachbarschaft sich selten Flüchtlinge oder Migrant*innen finden. Auch konkurrieren die Kosmopoliten selten mit den Zugewanderten um den Platz als Tellerwäscher oder an der Werkbank.¹⁶ Wird die Heimat jedoch so eng, dass hier nur Platz für die »Bio-Deutschen«, Heterosexuellen und Christen bleibt, dann hört der Spaß auf.

Homogenität – eine Phantasie

Verunsichert von »zu viel« Globalisierung, Migration und kultureller Vielfalt wünschten sich im Jahr 2011 nahezu die Hälfte der Deutschen »Zusam-

menhalt ohne Vielfalt«.¹⁷ Angesichts des Erstarkens rechtspopulistischer Positionen und eines deutlichen Rechtsrucks der Parteienlandschaft entsteht der Eindruck, dass Teile der Öffentlichkeit, aber auch der Politik, glauben, wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Homogenität sei nach wie vor möglich. Dass dies ein fataler Irrglaube ist, zeigt sich gerade an den Entwicklungen in entlegenen ländlichen Räumen. Das Dorf, phantasierter Ort sozialer Gleichheit, entwickelt sich unter Schrumpfbedingungen eben nicht zurück zu einem imaginierten sozialen Ganzen – das im Transformationsprozess zur postmodernen Gesellschaft irgendwie verloren gegangen war, doch potenziell wieder herstellbar ist. Die funktionalen Differenzierungen der ökonomischen, sozialen und politischen Wirklichkeit, die unter Wachstumsbedingungen entstanden sind, kehren sich unter den Bedingungen der demografischen De-Infrastrukturalisierung keineswegs einfach um. Im Gegenteil: Diese »Entdichtung« wird von einer stärkeren sozialen Ausdifferenzierung und Polarisierung der Arbeits- und Lebensweisen begleitet. Infrastrukturelle und sozialstrukturelle Perforationen und Lichtungen, Polarisierungen und Ungleichheiten breiten sich bereits inmitten prosperierender Regionen aus. Der demografische Wandel führt zu keiner »Retro-Homogenität« räumlicher und sozialer Wirklichkeiten, in der eine Region, ein Ort, ein Quartier zu den »Ursprüngen« zurückkehrt.¹⁸

So bleibt die Neue Ländlichkeit, was sie seit dem Idyll Arkadiens immer schon war, nämlich ein irdisches Paradies, eine Welt imaginierten Glücks, die Orientierung in Zeiten fundamentaler Umbrüche geben soll. Empirisch betrachtet, sind die Aktivist*innen der Neuen Ländlichkeit (Raumpioniere, städtische Gemeinschaftsgärtner, Selbstversorger) wohl eher eine kleine Gruppe, die aber – medial gehypt – das Grundrauschen zu einer neuen gesellschaftlichen Stimmung liefert. Die im besten Fall den Weg zu mehr Nachhaltigkeit, Ressourcenschonung und Solidarität weist. Gleichzeitig gilt es einen Blick darauf zu haben, dass diese positive Belegung durch die »reale« Ländlichkeit nicht überholt wird, die im schlechtesten Fall »Bullerbü in braun«¹⁹, Homogenitätsphantasien und einfache Antworten auf komplexe Fragen favorisiert.²⁰

Anmerkungen

- ¹ »Ländlichkeit« wird daher nicht als Raumkategorie oder -eigenschaft aufgefasst, sondern als etwas soziokulturell Herge- stelltes (etwa in Anlehnung an das *doing gender* ein *doing rural*). Dies können Diskurse, Repräsentationen, Literatur oder vermeintlich ländliche Praktiken wie der Anbau von Obst und Gemüse sein. Es geht mithin darum, zu hinterfragen, welche kulturelle Bedeutung Ländlichkeit heute hat.
- ² Vgl. M. Fischer: Lieder für den Landmann. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 64/1 (2016), S. 39–56.

- 3 S. Höhne: Die Idiotie des Stadtlebens. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 9/2 (2015), S. 39–46.
- 4 Vgl. H. Bude: Gesellschaft der Angst. Hamburg 2014. – H. Rosa: Beschleunigung und Entfremdung. Berlin 2013.
- 5 Vgl. S. Grünewald: Die erschöpfte Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York 2013.
- 6 Selbstverständlich soll keineswegs verschwiegen werden, dass Rückständigkeit, soziale Enge, Härte und Armut, eben die unschönen Seiten des Landlebens, stets sehr präsent in der Kunst und Literatur waren. Zu denken sei nur an »Schlafes Bruder« von Robert Schneider oder »Schwabenkinder« von Jo Baier.
- 7 Vgl. E. Barlösius und C. Neu: Die Wildnis wagen. In: Berliner Debatte Initial 12/6 (2001), S. 65–76. – C. Baumann: Die Lust am Ländlichen. In: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Landflucht? Gesellschaft in Bewegung. Bonn 2016, S. 249–259.
- 8 Vgl. W. Bätzing: Das Dorf als Ort des guten Lebens zwischen Inszenierung und Verschwinden. In: H.-P. Ecker (Hrsg.): Orte des guten Lebens – Entwürfe humaner Lebensräume. Würzburg 2007, S. 103–114. – W. Nell und M. Weiland: Imaginationsraum Dorf. In: Dies. (Hrsg.): Imaginäre Dörfer. Bielefeld 2014, S. 13–50.
- 9 U. Jeggel und A. Illien: Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. In: H. G. Wehling (Hrsg.): Dorfpolitik. Opladen 1978, S. 38–53.
- 10 T. Petersen: Die Sehnsucht der Städter nach dem »Land«. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16. Juli 2014. Dort finden sich auch die im Folgenden wiedergegebenen Befragungsergebnisse des Instituts für Demoskopie Allensbach.
- 11 Vgl. L. Nikolic: »Selbstversorgung – Ein Trend zwischen Lifestyle und nachhaltiger Ernährungskultur«. Vortrag, Sektion Land- und Agrarsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bonn, 8. Oktober 2011. – C. Neu und L. Nikolic: Die (neuen) Selbstversorger – zwischen Not und Weltanschauung. In: P. A. Berger et al. (Hrsg.): Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. Wiesbaden 2014, S. 253–271.
- 12 Vgl. C. Neu und L. Nikolic: Versorgung im ländlichen Raum der Zukunft: Chancen und Herausforderungen. In: U. Fachinger und H. Künemund (Hrsg.): Gerontologie und ländlicher Raum. Wiesbaden 2014, S. 185–208. – L. Nikolic: Selbstversorgung zwischen Daseinsvorsorge und Ernährungssicherung – Vergleichende Analyse von zwei Fallstudien aus peripheren ländlichen Räumen. Masterarbeit, Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach 2013.
- 13 Im Projekt INNSULA des Zentrums für Agrarlandforschung wurde u. a. eine Typologie urbaner Landwirtschaft erstellt, die auch nach den Hauptzielen der Gärtner fragt. Drei Ausrichtungen ließen sich erkennen: 1. die *Subsistenzorientierten* (Ziel: Zugang zu (Bio-)Lebensmitteln), 2. die *sozio-kulturell Ausgerichteten* (Ziel: Gemeinschaftsleben, Bildung, Kultur), 3. die *kommerziell Ausgerichteten* (Ziel: Einkommen, Arbeitsplätze schaffen). Vgl. R. Berges et al.: Urbane Landwirtschaft. Münchenberg 2014, S. 14.
- 14 J. Kersten, C. Neu und B. Vogel: Der Wert gleicher Lebensverhältnisse. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 2015.
- 15 Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat (Hrsg.): Unser Plan für Deutschland. Berlin 2019, S. 88, 128 f.
- 16 C. Koppetsch: Die Gesellschaft des Zorns. Bielefeld 2019, S. 246 ff.
- 17 A. Zick und B. Küpper: Zusammenhalt durch Ausgrenzung? In: W. Heitmeyer (Hrsg.): Deutsche Zustände, Band 10. Berlin 2012, S. 152 ff.
- 18 Vgl. J. Kersten, C. Neu und B. Vogel: Demographie und Demokratie. Hamburg 2012, S. 105 f.
- 19 C. Thiele: Bullerbü in braun. In: Die Zeit vom 17. November 2011. – Siehe hierzu auch den Beitrag von Marius Hellwig in diesem Kritischen Agrarbericht (S. 323–328).
- 20 Der vorliegende Artikel beruht in Teilen auf C. Neu: Neue Ländlichkeit – eine kritische Betrachtung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 46–47 (2016), S. 4–9.



Prof. Dr. Claudia Neu

Professorin für die Soziologie Ländlicher Räume an den Universitäten Göttingen und Kassel.

claudia.neu@uni-goettingen.de